



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2018

---

## **Mit Mythen gegen nationale Mystifikationen: Herbert Lüthy und die Leichtigkeit des Denkens: Vorwort**

Tanner, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.3726/b11878>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-149753>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Tanner, Jakob (2018). Mit Mythen gegen nationale Mystifikationen: Herbert Lüthy und die Leichtigkeit des Denkens: Vorwort. In: Lüthy, Herbert. Herbert Lüthy - Die Bilderhandschrift von Ennenda. Bern: Peter Lang, 1-7.

DOI: <https://doi.org/10.3726/b11878>

MIT MYTHEN GEGEN NATIONALE MYSTIFIKATIONEN.  
HERBERT LÜTHY UND DIE LEICHTIGKEIT DES DENKENS  
Jakob Tanner

Der Historiker Herbert Lüthy (1918–2002) war ein intellektuelles Schwergewicht. Er praktizierte das geschichtswissenschaftliche Metier in einer kreativen und souveränen Weise, sowohl in inspirierenden Essays wie in fundierten historischen Monographien.<sup>1</sup> Die Behändigkeit im geistigen Ausdruck und die Vielfalt der Themen, mit denen er sich befasste, entsprangen einem enormen historischen Wissen, einer frappanten Formulierungsgabe, einem virtuellen Umgang mit Metaphern und einem weiten Problemhorizont. Daraus schöpfte er seine mentale Beweglichkeit und seine Fähigkeit zum Querdenken. Seine argumentativ hoch verdichteten Beiträge erschienen regelmässig in international renommierten Zeitschriften wie „Der Monat“, „Preuves“ oder „Encounter“, was ihm zu breiter und transnationaler Resonanz verhalf.<sup>2</sup>

Zur Unzeit warf Herbert Lüthy unbequeme Fragen auf. 1962 erklärte er in einem Vortrag „Nach dem Kalten Krieg“<sup>3</sup>, es sei zwar angebracht gewesen, „gegenüber dem jedes differenziertere Argument niederwalzenden Anspruch kommunistischer Parteien“ mit „dem Begriff des Totalitären“ eine Grenzziehung vorzunehmen: „Es war nötig, das Tollhaus ein Tollhaus zu nennen, und es bleibt ein begründetes Misstrauen gegen jene, die dieses kreischenden Irrsinns fähig waren.“ Doch Lüthy war eben kein eindimensionaler Antikommunist. Gegen die Gleichsetzung von „rot“ und „braun“ argumentierend, plädierte er dafür, eine geistige Auseinandersetzung mit dem Gegenüber zu wagen: „Auf dieser Ebene war und ist es unmöglich, die intellektuelle und moralische Nichtswürdigkeit der Hitlerschen Blutlehre, die höchstens als obszöne Walpurgisnacht in die Geschichte eingehen wird, auf die gleiche Stufe mit der

1 Herbert Lüthy, Gesammelte Werke, 7 Bände, Hg. Irene Riesen und Urs Bitterli, Zürich (Verlag NZZ) 2002–2005 [im Folgenden zitiert als GW].

2 Zu diesen Zeitschriften vgl. Thomas Maissen, Einleitung, in: Lüthy, GW Bd. 3, (= Essays I, 1940–1963), Zürich 2003, S. XXIII–XXVIII.

3 Herbert Lüthy, Nach dem Kalten Krieg (1962), in: Drs., GW Bd. 3, S. 431–443.

kommunistischen Utopie zu stellen, die einer aus vielen und tiefen Quellen genährten mächtigen Strömung der abendländischen Geistesgeschichte entspringt". Diese Utopie zwänge uns auch dann zu einer Auseinandersetzung, „wenn es die Sowjetmacht nicht gäbe – ja vielleicht dann erst recht“.<sup>4</sup>

In der Schweiz, wohin Lüthy Ende der 1950er Jahre nach einem langen Aufenthalt in Paris zurückgekehrt war, galt diese dialogbereite Position damals als suspekt. Ebenso wenig hätten sich diese „Lieber tot als rot“-Ideologen, die auf totaler Abgrenzung gegenüber dem Reich des Bösen beharrten, mit einer ebenfalls 1962 anonym erscheinenden „Bilderhandschrift von Ennenda“ anfreunden können, die für Anhänger der „Geistigen Landesverteidigung“ starker Tobak sein musste.<sup>5</sup> Denn hier wurde die „glorreiche Geschichte (...) der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Urbeginn bis zur Bundesverfassung von 1948“ als ein anderes „Tollhaus“ dargestellt, voll von ironischen Brechungen, sarkastischen Zuspitzungen und kalkulierter Respektlosigkeit. Die Einleitung zu dieser in einem schönen Schuber untergebrachten Chronik steuerte ein Dr. Kubli bei. Dieser widmete das Opus „dem unbekannten Mittelschüler, der auf dem Schlachtfeld der Schweizer Geschichte fiel“ (und den er auch als den wahrscheinlichen Schöpfer des Werks identifizierte).<sup>6</sup>

Fast drei Jahrzehnte nach deren Entstehung hat Herbert Lüthy alias Dr. Kubli alias „unbekannter Mittelschüler“ seine schalkhafte Intervention in 650 Exemplaren als Faksimile veröffentlicht, ohne sie an die grosse Glocke zu hängen. Die Botschaft sollte vielmehr

jene erreichen, die sich über diese wort- und irrwitzige Reise durch eine ziemlich wüste Vergangenheit der alten Eidgenossen zu freuen vermochten. Mit der limitierten Auflage wurde das Ziel erreicht, und so erzeugte diese gelungene Totaldemontage der damals noch immer als staatstragend erachteten Heldengeschichten anfangs der 1960er Jahre kaum nationalideologische Kollateralschäden.

Das „ungewöhnliche Chronikwerk eines Schweizer Knaben“ – so nochmals Dr. Kubli – beginnt mit der Völkerwanderung, als „ein Trupp geistesgestörter Germanen“ sich in die Berge verirrt und dort die „Ureinwohner vernichtet“ hat. Nachdem sie „alles zerschlagen“ und sich „in langwierigen Kämpfen untereinander zu Leibeigenen“ gemacht haben, treten die Überlebenden zusammen und schwören: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern“, was sie „nach jeder grösseren Auseinandersetzung“ wiederholen, weswegen sie schliesslich „Eidgenossen“ genannt werden.<sup>7</sup> Kommt es zu störendem Frieden, in dem „das Volk nun wieder zu friedlicher Arbeit“ angehalten werden soll, greift der Grundsatz „Wenn unsere Regierung keinen Krieg macht, machen wir selber Krieg“, entweder untereinander oder gegen (vorläufige) Nichteidgenossen, und immer nach dem Motto „Rache, Rache!“.<sup>8</sup> Phasen fieberhaften Rüstens werden nur unterbrochen durch das „Héuet“, der landwirtschaftliche Produktionszyklus stellt in dieser alten Eidgenossenschaft die wirksamste Rüstungskontrolle dar.<sup>9</sup>

Seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert wird dann der „Ehrgeiz (...) europäische Politik zu machen“<sup>10</sup> strukturbildend für den Staatsbildungsprozess.

4 Alle Zitate Ebd., S. 441–443.

5 Anonym, Die Bilderhandschrift von Ennenda. Die glorreiche Geschichte von der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Urbeginn bis zur Bundesverfassung von 1948 mit vielen Getrewlichen Bildern und vielen wahrhaftigen Abconterfeyungen berühmter Staats- und anderer Männer, Hg. im Auftrag der Vereinigung pro Chronica Patriae Ennentanensi durch Dr. Paul Zacharias Kubli, Bern (Herbert Lang) 1962.

6 Vorwort Kubli, S. 12.

7 Bilderhandschrift, S. 1.

8 Ebd. S. 17. Do. S. 21.

9 Ebd. S. 13.

10 Ebd. S. 18.

Das Solddienstgeschäft und das Beutemachen befeuern wiederum die inneren Spannungen – reihenweise werden Hellebarden gekreuzt, und es baumeln Erhängte durch die Illustrationen. Doch jedes neue Niveau der Konfrontation wird mit der Formel „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern“ pazifiziert und im Übrigen gilt: „Ein Held ist, wer sich selbst besiegt.“<sup>11</sup> Das geschieht anfangs des 16. Jahrhunderts folgenreich mit einer Serie von Niederlagen auf den oberitalienischen Schlachtfeldern. Verstärkt durch Zwistigkeiten zwischen den eidgenössischen Orten neigt sich damals die glorreiche Phase europäisch ausgreifender Aussenpolitik ihrem Ende zu. Nun findet eine grosse Introversion statt: „Die Eidgenossen beschäftigen sich mit ihrer Kultur. Es finden sich Leute, die darauf beharren, es stinke da irgendetwas.“<sup>12</sup> Auch darob entbrennt umgehend wieder heftiger Streit, in den die Konfessionsspaltung hineinwirkt. Generell aber gilt, dass die Schweiz vom Krieg um sie herum profitiert, was am Beispiel des „Dreissigjährigen Krieges“ mit einer „statistischen Beilage“ dokumentiert wird: Kaum ist der Westfälische Frieden besiegelt, stürzt die „Schweizerische Wirtschaftskurve“ brutal ab.<sup>13</sup> Eine weitere ganzseitige Illustration stellt eine mit hohen Binnenmauern gekammerte „Schweiz – ein Bund souveräner Staaten“ dar, wobei das Wallis und das Bündnerland durch weitere Palisaden unterteilt sind.<sup>14</sup> Der Zeichner führt uns in eine aus „4 Kasten“ bestehende Gesellschaft ein, in welcher die erste alle anderen regiert, die zweite (die Auch-Noch-Besseren) die „zweitunterste“, die Handels- und Gewerbetreibenden An- und Hintersässen, verachtet. Die „unterste Kaste der ganz gewöhnlichen Bauern und Dorfbewohner“ tragen alle Lasten und machen die ganze Arbeit.

11 Ebd. S. 27.

12 Ebd. S. 29 f.

13 Ebd. S. 39.

14 Ebd. S. 44.

Die Geschichte entwickelt sich schliesslich – über Dutzende von ebenso dynamischen wie repetitiven Schlachtenbildern – in Richtung Aufklärung (mit lauter „guten Patrioten und Christen“) und, beschleunigt durch die Helvetische Republik, zum modernen Bundesstaat. Die Restauration führt zwar zur „Auferstehung des Kantönligeistes“ und zum Rückbau aller unter französischem Einfluss durchgesetzten Freiheiten.<sup>15</sup> Auf einer ganzen Seite wird die lange Kette bewaffneter Auseinandersetzungen zwischen Bauern und Städtern dargestellt; im Jesuitenstreit der 1840er Jahre marschieren die kreuzbewehrten Katholisch Konservativen unter Slogans wie „Das Volk darf nicht klüger werden als der Pfarrer!“ und „Lieber tot als frei!“. Die Gefahr eines harmonischen Happyends in der Gründung des schweizerischen Bundesstaates wird abgewendet zwischen dem neuen Streit zwischen jenen, die weiterhin schwören „Wir wollen sein ein einig Volk von...“ und jenen Kantonsanhängern, die nun „einig“ durch „einzig“ ersetzt haben wollen. So schwören die „wiederversöhnten Eidgenossen“ nun neu: „Wir wollen sein ein einig (bzw. einzig) Volk von Brüdern!“. In dieser Neuerung steckt auch gleich wieder der Wurm des Streits. Auf dem Abschlussbild lüftet ein fröhlicher Eidgenosse nur ganz leicht den Vorhang der Einigkeit. Und gleich sieht man wieder Pöbelszenen. So lautet die letzte Legende zum „einig Volk von Brüdern“: „Und wenn es ihnen nicht zu langweilig geworden wäre, wären sie es heute noch.“<sup>16</sup>

15 Ebd. S. 48, 69, 72.

16 Ebd. S. 78 f.

Mit der Publikation seiner „Bilderhandschrift“ trat Herbert Lüthy – wie Roger Blum, sein Assistent aus der Basler Zeit, festhielt – als „getarnter Kommunikator“ auf.<sup>17</sup> Zur selben Zeit kämpft er mit offenem Visier gegen den Nationalismus, sowohl gegen die nationalen Integrationsideologien des 19. Jahrhunderts wie auch gegen die antikolonialen Befreiungsnationalismen der Nachkriegszeit, was ihn später auch in einen teilweise unversöhnlichen Gegensatz zur neuen Linken bringen wird. Markante Argumente finden sich im Beitrag „Rehabilitation des Nationalismus?“ aus dem Jahre 1960.<sup>18</sup> Für Lüthy ist klar, dass jede Selbstinterpretationen der ‚Nation‘, der ‚nationalen Idee‘ oder des ‚Nationalgefühls‘ in Mystik endet. Das unbedingte Anderssein-Wollen des Nationalismus hat zur Folge, dass sich ein allgemeiner Begriff davon nur über „eine Reihe von Negationen“ definieren lässt, nämlich „die Leugnung der Universalität, die Leugnung der menschlichen Gleichheit und der menschlichen Ratio“.<sup>19</sup> Lüthy gerät in diesem Text auf sehr ernsthafte Weise in Fahrt und schreibt: „Der Nationalismus ist eine terroristische Ideologie, die den Angehörigen der von ihr erfassten oder beanspruchten Bevölkerungsgruppe Konformität der Gesinnung und des Verhaltens auferlegt. (...) Wo nationalistische Ideologie herrscht, ist auch die Hexenjagd immer zum Aufbruch bereit: in Krisenzeiten oder gar in Kriegszeiten wird jede Nonkonformität zum Nationalverrat, und wie wirksam dieser Gesinnungsterror jede rationale Überlegung ausschalten oder diffamieren kann, haben die Bürger aller europäischen Nationen in diesem Jahrhundert bis an die Grenzen des Selbstmords erlebt.“<sup>20</sup>

Diese Kritik des Nationalismus ist das Korrelat zur Wertschätzung der Schweiz, wie Herbert Lüthy sie zeichnet. Die Attraktivität der Eidgenossenschaft als Staatswesen resultierte für ihn gerade dadurch, dass sie ihre nationalen Mystifikationen schlicht nicht braucht. Wer über die unfreiwillige Komik ihrer Gründungslegenden so richtig lachen kann, hat am ehesten die Chance, die strukturellen Stärken der Schweiz zu erkennen. Paradoxerweise besteht diese nämlich gerade in der Unfähigkeit dieses Landes zu einer sublimen nationalen Synthese und zur *Top down*-Organisation des Staatswesens. Solange sich die Eidgenossen so verhalten, wie der junge Lüthy sie gezeichnet hat, kann es nicht schlecht stehen um die Schweiz. Föderalismus ist aus dieser Sicht nicht das Zelebrieren von Folklore nach dem Motto „Kulturelle Vielfalt, nationale Identität“. Lüthy kritisierte die „muffige Museumsideologie“ eines Föderalismus, die diesen „zur Parole eines untätigen Treibenlassens, des Neinsagens und des Barrikadenbaus gegen die Zukunft“ machen wollte.<sup>21</sup> Für ihn war Föderalismus das Gegen-

17 Roger Blum, Herbert Lüthy: der getarnte Kommunikator, in: Schweizerische Monatshefte Jg. 78 (1998), Heft 12–1, S. 39–41.

18 Herbert Lüthy, Rehabilitation des Nationalismus? (1960), in: Drs., GW Bd. 3, S. 357–368.

19 Ebd. S. 357.

20 Ebd. S. 363.

21 Herbert Lüthy, Vom Geist und Ungeist des Föderalismus (1964), in: Drs., GW Bd. 4, S. 102.

teil, nämlich ein effizientes System der Machtteilung und der durchaus konflikthafter, jedoch zukunftsfähigen gesellschaftlich-politischen Selbstorganisation von unten. In seinem berühmten Essay aus dem Jahre 1961 wird „Die Schweiz als Antithese“ als das „archaischste Land des Westens“ beschrieben: „Gewisse Züge ihrer Mentalität und ihrer Einrichtungen wären vielleicht einem Kongolesen, dem sein Stamm oder Dorf die Welt ist, leichter verständlich als einem Nachbarn aus der Einen und Unteilbaren Französischen Republik“.<sup>22</sup>

Solche Einschätzungen waren nicht koloniale Projektionen, sondern Ausdruck fundierten Wissens. Lüthy unterhielt unter anderem gute Kontakte zur ethnopsychoanalytischen Szene der Schweiz. So schickte er anfangs 1962 das gerade erschienene, von Jean-Paul Sartre eingeleitete Buch „Die Verdammten dieser Erde“ des Psychiaters und Theoretikers der Entkolonialisierung Frantz Fanon an Goldy und Paul Parin: „Liebe Parins, hier der Fanon-Sartre, ein tolles Buch. Gegenstand (nicht gleich ersichtlich): Afrika. Krieg ich's wieder?“<sup>23</sup> Auch schon in der „Bilderhandschrift“ war der afrikanische Kontinent einmal vorgekommen, und zwar im Zusammenhang mit dem Feldzug Konrad Eschers für eine lückenlose Kartographierung des Landes anfangs des 19. Jahrhunderts. Das entsprechende „Kampflied“, das im Geiste des „übergelücklichen Eidgenossen“ und Volkslied-Komponisten Hans Georg Nägeli gedichtet ist, enthält die Zeilen: „Die Schweiz

liegt nicht in Afrika (sic!), die Schweiz ist kultiviert (...) Kurzum! – die kultivierte Schweiz darf keine weissen Flecken haben.“<sup>24</sup> Das Herz des jungen Zeichners schlug damals für das Gegenmodell einer „unkultivierten“ – eben einer „archaischen“ – Schweiz, die er mit all ihren „weissen Flecken“ bild- und schriftmächtig ins Werk setzte. Anfangs der 1960er Jahre ist er noch immer auf diesem Kurs und blieb es in der Folge. Eindrucksvoll beschreibt er 1973 in einem Text „Die Disteln von 1940“, wie die schweizerische Demokratie im damaligen Krisenmoment, als sie vom nationalsozialistischen Deutschland eingekreist war, vor allem aufgrund ihres „Puffersystems“ und ihrer strukturellen Führer- sowie Führungslosigkeit überlebte.<sup>25</sup>

<sup>24</sup> Bilderhandschrift, S. 65.

<sup>25</sup> Herbert Lüthy, Die Disteln von 1940 (1973), in: Drs., GW Bd. 4, S. 298–321. Ein Auszug daraus erschien als: Herbert Lüthy, Das «Puffersystem» der schweizerischen Demokratie in der Zeit der Bedrohung, in: Neue Zürcher Zeitung, 1973, Nr. 61 (7.2.), S. 21. Zur Haltung Lüthys während des Zweiten Weltkrieges vgl. Herbert Lüthy, Fünf Minuten nach Zwölf. Die „Kleine Wochenschau“ des St. Galler Tagblatts vom September 1942 bis Dezember 1944 sowie vier Schlussberachtungen, GW Bd. I, Zürich 2002.

<sup>22</sup> Herbert Lüthy, Die Schweiz als Antithese (1961), in: Drs., GW Bd. 3, S. 414.

<sup>23</sup> Undatierte Korrespondenz, eingrenzbar auf den Zeitraum Dezember 1961 und Mai 1962. Archiv Nachlass Paul Parin, Sigmund Freud-Privatuniversität Wien. Ich danke Mischa Suter für dieses Quellendokument.

Die „Bilderhandschrift“ macht deutlich, dass Mythenkritik keine Erfindung der „1968er“ war, sondern bereits um die Mitte der 1930er Jahre einen prägenden Einfluss auf einen neugierigen Gymnasiasten haben konnte. Schon damals realisiert der junge Herbert Lüthy, dass Mythen gerade im Medium ihrer Kritik bestens gedeihen, weil jede auch noch so schräge Wiedererzählung sie stärkt. Er hatte ein feines Sensorium für mythische Metaphorik und entwickelte daraus eine faszinierende Bildsprache. Mit dieser will er Mythen nicht zertrümmern oder sonst wie aus der Welt schaffen, sondern, was eben nicht dasselbe ist, den ideologischen Bann, den sie auf Menschen ausüben, brechen. Er konfrontiert Legendenbildungen nicht mit historischen Fakten und gerät so auch nicht auf den Holzweg wissenschaftlicher Widerlegungsversuche. Er betrachtet Mythen vielmehr als produktive Fiktionen, die politisch sehr unterschiedlich genutzt werden können und mit denen sich spielen lässt. Er zapft die Deutungsvielfalt dieser Gebrauchsgeschichten an, um aus der etablierten Erzählform neue, verblüffende Erkenntnisse zu generieren. Er setzt immer wieder auf das Moment der Überraschung. Daher der hohe Unterhaltungswert seiner Darstellung.

Gleichzeitig setzt die „Bilderhandschrift“ einen intellektuellen Impuls frei. Der korrosiven Kritik des Malstifts und den ätzenden Effekten der Bildlegenden vermag die sakralisierte Aura einer mythischen Gegenwartsdeutung nicht standzuhalten. Lüthy profaniert Mythen, um Mystifikationen zu verhindern. Der Staat als „Gesamtkunstwerk“, wie er der „Geistigen Landesverteidigung“ vorschwebt, wird gründlich zerlegt. So gibt er den Mythen Erzählungen einen neuen Dreh, der auch das Nachdenken über den Sinn und Zweck staatlicher Organisationsformen in eine neue Richtung lenkt. Insgeheim weiss sich Lüthy als Verbündeter des Mythos, erkennt er doch dessen subversive Vernunftkomponente, die gegen die gleichzeitig vorhandene mystifizierende Naturalisierung der Geschichte mobilisiert werden kann. Virtuos bringt er Text und Bild in einen wechselseitigen Erhellungszusammenhang,

der beste historische Aufklärung darstellt. Mit Können setzt er formale Prinzipien um, wie jenes der Serie. Damit stellt er Fälle repetitiven Nicht-Lernens dar, die zumindest verhindert haben, dass es in der Schweiz zu kontraproduktiven nationalistischen Lernprozessen kam. Er hat diesen Punkt wohl überzeichnet – der Kern seines Anliegens bleibt indessen stimmig.

Das gilt auch für seinen flexiblen Umgang mit Mythen, die er immerzu situativ evaluiert. In der Nachkriegszeit war es für ihn klar, dass die Nationalstaaten ihre festgefahrenen Mythen überholen mussten, um einen Ausweg aus dem Katastrophenzeitalter vor 1945 zu finden. Dies liess ihn zu einem überzeugten Anhänger des europäischen Integrationsprozesses werden. Seine Kritik an der „kommerziellen Froschaugenperspektive“<sup>26</sup>, welche die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft mit ihrer Fixierung auf einen Binnenmarkt einnahm und seine Ablehnung einer technokratischen Elite, welche Europa top down organisieren wollte, liessen ihn jedoch nicht zum Anhänger des „souveränen Nationalstaates“ schrumpfen. Jederzeit trat er gegen „nationalistische Geschichtsklitterung“<sup>27</sup> an. Eine situative Differenzierungsfähigkeit im Umgang mit mythologischen Narrativen zeigt sich insbesondere in einem Aufsatz aus dem Jahre

26 Herbert Lüthy, Europa als Zollverein? Eine karolingische Meditation im Jahre 1960 (1960), in: Drs., GW Bd. 3, S. 389.

27 Herbert Lüthy, Frankreichs Uhren gehen anders (1954), in: Drs., GW Bd. 2, S. 320.

1953, wo er fragend feststellt: „Es gibt heute einen ‚europäischen Mythos‘?“, um dann weiterzufahren: „Hoffen wir, es gebe ihn. Ganz ohne Vision einer Zukunft kann nur der abstrakte Homo oeconomicus in der Retorte der Wirtschaftstheorie leben. Man mache diesem noch gar zaghaften, aber lebensfähigen ‚Mythos‘ den Garaus (...), und man wird sehen, welche Persionen und Gespenter dann die Leere füllen werden.“<sup>28</sup>

Der Einsatz für einen „europäischen Mythos“ und die Kritik schweizerischer Nationalmythen passen für Herbert Lüthy durchaus zusammen. Er wusste mit den Ambivalenzen der Moderne umzugehen und er hat sie immer wieder produktiv gewendet, ohne sie auflösen zu wollen. In seinem Analyseraster würde die Haltung der heutigen Schweiz gegenüber der EU ebenfalls als Persion aufscheinen, stellt doch der „autonome Nachvollzug“ des europäischen *Acquis communautaire*, zu dem das Nichtmitglied auch in der Krise des Bilateralismus gezwungen ist, eine Unabhängigkeitsillusion bei gleichzeitiger Souveränitätseinbusse dar: Der neutrale Kleinstaat betont rhetorisch seine Eigenständigkeit mittels einer oft geradezu aggressiven Abwehr „fremder Richter“ und implementiert handkehrum (in der Regel mit guten Gründen) serienweise Recht, an dessen Entstehung er selber (durchwegs aus schlechten Gründen) nicht mitgewirkt hat. Solchen nationalen Mystifikationen trat der junge Lüthy mit seiner robusten Ver-

sion der schweizerischen Mythen entgegen. Nach dem Zweiten Weltkrieg schrieb er: „Aber die Schweiz kann nicht als erratischer Block in einer umgewühlten Welt liegen bleiben, sie kann nicht dauernd das Schicksal Europas von sich abhalten; sie muss, will sie sich nicht der Unordnung schliesslich anpassen müssen, ihren Beitrag zur Ordnung Europas anders als nur caritativ leisten. Die Zeit, in der die Neutralität eine Passivität und eine Bequemlichkeit war, ist zu Ende, das haben wir unsanft genug erfahren; sie ist eine schwere, gefährvolle Aufgabe geworden...“.<sup>29</sup> Die Analysen Herbert Lüthys aus der Zeit des Kalten Krieges sind ebenso aktuell geblieben wie sein unverwüstliches Jugendwerk „Die Bilderhandschrift von Ennenda“.

---

29 Herbert Lüthy, Europa – Sommer 1945 (o.D.), in: Drs., GW Bd. 3, S. 58.

---

28 Herbert Lüthy, Wirtschaftseinheit – oder was sonst? (1953), in: Drs., GW Bd. 3, S. 190